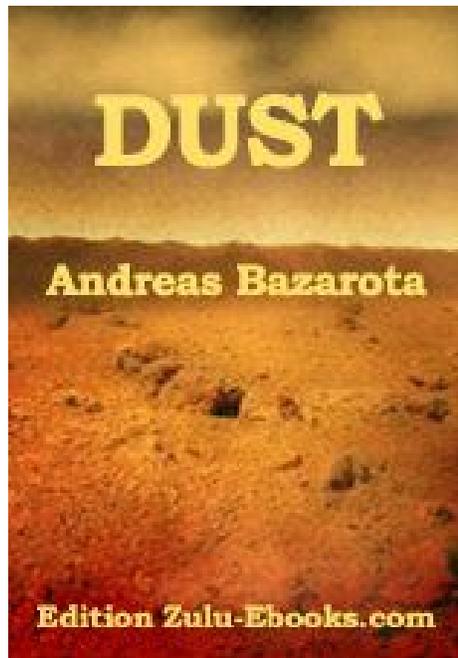


Dust



Andreas Bazarota

Edition Zulu-Ebooks.com

Dust

Hauptpersonen

Ruth: Die Wasserholerin von Dust
John Dow: Ein geheimnisvoller Fremder

Kapitel 1

Es war eine verschlafene Stadt, mitten im Nirgendwo. Aber eigentlich war es gar keine Stadt, sondern nur eine Ansammlung von ungefähr einem Dutzend Gebäuden. Gebäude, die sich in den Dreck duckten, wie es vielleicht ein Hund tun würde, der einen Tritt erwartete. Staubige Strassen, staubige Häuser, selbst die Luft war staubig. Und genau dies war der Name dieser Ortschaft: *Dust!*

Doch es gab eine Zeit, in der die Wege gepflastert waren, es vor den Häusern noch gepflegten Rasen gab und auch die Menschen noch nicht so vertrocknet waren. Und obschon manch einer der Alten behaupten mag, diese glücklichere und friedlichere Zeit selbst zu kennen, ja, sie sogar erlebt zu haben, so muss man sagen: Es ist gelogen! Freilich passierte dies nur, wenn die Nacht alt war und reichlich Whiskey geflossen ist.

Dann konnten sie sich wieder erinnern, an den Morgentau, an das Geräusch eines Rasenmähers am Samstagvormittag. An all die technischen Spielereien, die das zivilisierte Leben ausgemacht haben. In einem Wort, sie erinnerten sich an Luxus, den sie niemals erfahren haben, den sie nur aus den Überlieferungen ihrer Eltern kannten. Und diese kannten sie von ihren Eltern, und die wiederum von deren Eltern. Alles in allem waren so an die zwanzig Generationen vergangen, seitdem das letzte Mal Strom aus einer Steckdose floss oder ein Nachrichtensprecher in feinem Zwirn über die neusten Kriege, Überschwemmungen oder Gipfeltreffen berichtet hat.

Doch den Alten, und es gab in *Dust* nur noch Alte, war dies egal. Diese Erinnerungen hatten sich bei ihnen in die Köpfe eingebrannt, so wie manche Rancher weiter im Westen ihren Rindern ihre Zeichen ins Fell brannten. Diese Erinnerung bestimmte ihr Denken, gab ihnen Hoffnung auf eine bessere, eine weniger dunkle Zukunft. Das diese Hoffnung sich nicht zu ihrer Lebzeit erfüllen würde, war den meisten tief in ihren Herzen ohnehin bewusst, vielleicht würde sie sich niemals erfüllen. Doch so war das Leben ein klein wenig erträglicher, die Hitze des Tages weniger heiß und die Nächte nicht ganz so frostig.

Kapitel 2

Es war ein Sonntag, und die Sonne war gerade erst ein kleines Stück über den Horizont gekrochen. Blutrot schickte sie ihre Strahlen über die weite Ebene. Bis dahin war es noch ein ganz normaler Tag, so wie immer. Sanddünen bewegten sich auf die Stadt zu und erkämpften sich Millimeter für Millimeter mehr Lebensraum, als wollte es kein Leben neben sich dulden. Hitze sowie Staub wurde durch die Luft gewirbelt. Die Sicht betrug nur einige Meter, und die Blicke der Menschen, die schon oder noch auf den Beinen waren, waren auf den Boden gerichtet um die Augen zu schützen. Eine alte verknöcherte Frau schleppte sich zum einzigen Brunnen im Umkreis von einigen Hundert Meilen. Ihre Lumpen, voller Sand und Staub, wurden ihr vom Wind fast von den Knochen gerissen, flatterten voller Ungeduld auf die große Freiheit. Auf dem Kopf trug sie einen Krug, dessen Rand zerbrochen war.

Wäre es wirklich ein normaler Tag gewesen, hätte sie ihr Gefäß mit dem Brackwasser aus dem Brunnen gefüllt und ihn nach Hause getragen. Dort, im südlichsten Gebäude, hätte sie es in ihre große Wanne geschüttet und den halben Tag damit verbracht, noch mehr Wasser zu holen. Über der Wanne, die vor einer Ewigkeit mal einem Yuppie und seinen diversen Geliebten viel Spaß bereitet hatte, war in Form eines kleinen Zeltes eine Plastikfolie gespannt. Sie war dünn, aber fest, und in ihr sammelte sich den ganzen Tag über das verdunstete Wasser. Am Abend und in der Nacht, wenn es kühler wurde, rann das Kondenswasser die Plane wieder nach unten in die bereitstehenden Gefäße, die rund um die Wanne aufgestellt waren. Dann war es zwar immer noch gelblich, aber nicht mehr so sehr, und man konnte es trinken, ohne sich gleich übergeben zu müssen. Dies alles wusste die alte Dame, und sie wusste auch, wie wichtig ihre Arbeit für die kleine Gemeinschaft war. Deshalb war sie auch sehr vorsichtig und gewissenhaft, und niemand störte die Wasserholerin, denn ohne Wasser gab es kein Leben an diesem gottverlassenen Ort.

Dass ihr aller Schicksal schon besiegelt war, konnte zu diesem Zeitpunkt freilich keiner wissen.

Als sie den halben Weg zum Brunnen hinter sich gebracht hatte, hörte sie ein leises Flüstern. Zuerst beachtete sie es gar nicht, denn es war bestimmt nur der Wind. Er hatte eine eigene Sprache, leise, säuselnd und einschmeichelnd. Manchmal hatte sie sogar den Eindruck, als könne sie den Wind verstehen, wenn sie sich nur genug Mühe gab. Wenn man so viele Jahre von nichts anderem als Sand und Staub umgeben war, lernte man auch dessen Sprache. Eine lockende und verheißungsvolle Stimme.

Komm zu mir, kleine Ruth! Dann wird das Leid und Elend ein Ende haben. Das Bett ist gemacht. Leg dich zu mir, müde Ruth! Ich werde dich umarmen, dann wird es besser, dann kommt das Vergessen!

Und immer wieder ertappte sie sich dabei, wie ein Teil von ihr diesem Flüstern nachgeben wollte. Sich einfach hinsetzen, oder hinlegen. Die Augen schließen und von einer besseren Zeit träumen. Sie war davon überzeugt, dass das Ende schnell kommen würde, schmerzlos und sanft. Und immer, wenn sie kurz davor war, für immer Abschied zu nehmen, meldete sich ein anderer Teil von ihr. Ein Teil, den jeder Mensch besitzt und der dafür gesorgt hat, dass das Geschlecht des Homo Sapiens noch existiert.

Noch!

Früher nannte man diesen Teil des Menschen einfach nur *Überlebenswillen*, dies trifft den Kern

aber nicht wirklich. Denn dieses Etwas im Kopf ist wie ein eigenständiges Wesen, die meiste Zeit in einem tiefen Winterschlaf, selbst bei der größten Hitze. Aber im passenden Moment erwacht es zu einem unheimlichen und mächtigen Leben. Es hindert einen daran aufzugeben. Es hilft dabei, die Qualen weiter zu ertragen, den Schmerz zu erdulden, denn dieses Monstrum existiert nur dafür: für Qualen und Schmerz, Demütigungen und Schmach.

Es labt sich daran wie ein Vampir am Blut seines Opfers. Dadurch wird es stärker, stärker und zufriedener, bis es sich wieder schlafen legt und auf die nächste Gelegenheit wartet, um seinen Hunger zu stillen.

Doch an diesem Morgen wurde dieser Teil von Ruth noch nicht gebraucht, das würde noch einige Stunden Zeit haben.

Kapitel 3

So ging Ruth also gemächlich ihren Weg, die Stimme des Sandes ignorierend, den Blick zu Boden gerichtet. Sie hätte den Weg auch mit verbundenen Augen gefunden, sooft war sie ihn schon entlang geschlurft. Sie hing ihren Gedanken nach, wie an jedem Morgen bei dieser Gelegenheit. Dachte an dies und an jenes, hauptsächlich aber an ihre Arbeit. Natürlich genoss sie die Achtung und den Respekt, der ihr von den anderen entgegengebracht wurde, aber dafür leistete sie auch eine Menge mehr. Schon seit geraumer Zeit waren die Schmerzen in ihren Knochen und in ihren alten Gelenken stärker, fast schon unerträglich geworden. Aber noch hielt sie es aus, um ihretwillen, denn auf den Gratiswhiskey wollte sie nicht verzichten. Und überhaupt, an wen sollte sie diese Bürde der Verantwortung auch weitergeben. Schließlich war sie die Jüngste von allen. So blieb ihr also nichts anderes übrig als ihre müden und steifen Glieder zu beugen und sich wieder zum Brunnen zu begeben, wie sie es schon seit Jahrzehnten tat.

Das dieser Morgen anders war als all die vorhergegangenen, merkte sie bei ihrer zweiten Tour. Sie prallte mit der Schulter gegen... etwas, das zu diesem Zeitpunkt definitiv nicht an diese Stelle gehörte. Ein kurzer Aufschrei des Schreckens entfloh ihrem Mund - schnell und laut wie ein Pistolenschuss - bevor sie ihn mit der Hand verschließen konnte. Sie hätte schwören können, dass vor ihr ein Schatten gewesen war, ein konturloses Schwarz. Wallend und unbestimmbar in der Form. Doch als sie jetzt genauer hinschaute, sah sie nur einen alten Mann, in schwarz gekleidet, vor ihr stehen. Er lächelte freundlich, und ihr fielen seine ebenmäßigen Zähne auf. Solche Zähne hatte sie schon lange nicht mehr gesehen, weiß und gerade. Doch noch irgendetwas anderes störte sie an dieser Erscheinung. Vielleicht die Tatsache, dass seine Augen nicht von seinem Lächeln mit eingeschlossen wurden, aber dies war nichts Besonderes. Denn in diesen Zeiten lachte und lächelte man nur selten von Herzen. Später, kurz bevor sie nach Luft ringend im Saloon zusammenbrechen würde, würde es ihr wie Schuppen von den Augen fallen.

In all den Jahren ihres langen Lebens gab es nur eine Konstante, nämlich den Sand. Egal wohin man schaute, er war überall, schlüpfte durch jede Ritze und machte auch vor keiner Hautfalte oder Öffnung halt. Und ihr würde klar werden, welches Detail ihr unterbewusst widerstrebte. Es war die Tatsache, dass dieser alte Herr kein einziges Sandkorn an sich hatte. Weder im lichten weißen Haar, noch auf der runzeligen Haut oder auf seiner Kleidung. Er trug Stiefel mit abgelaufenen Sohlen. Dazu einen Sonntagsanzug, der von einem so tiefen Schwarz war, dass er das Licht um ihn herum zu verschlucken schien. So stand der merkwürdige Mann vor ihr. Alt, aber aufrecht. Es schien, als ob der Sand einen Bogen um ihn machen würde, was natürlich völlig unmöglich war, aber später sollte sich Ruth ziemlich sicher sein, dass es so war. Vielleicht wäre es ihr sofort aufgefallen, aber dann begann er zu sprechen.

»Verzeihen Sie vielmals, junge Frau! Ich wollte Sie nicht erschrecken. Ich war mit meinen Gedanken woanders. Die Eintönigkeit der Wüste scheint sich auf meinen Geist zu übertragen. Mein Marsch war doch recht anstrengend, und jetzt sehne ich mich nur noch nach einer warmen Mahlzeit und einem guten Whiskey zum Runterspülen. Wären Sie vielleicht so gütig, mir den Weg zum nächsten Saloon zu weisen?«

Seine Stimme war tief, ein angenehmer Bass, und schlug sie sofort in ihren Bann. Sie war zu keinem klaren Gedanken mehr fähig, sah nur in sein lächelndes Gesicht. Ein leises Echo eilte durch ihr Gehör, auf- und abschwellend wie die Brandung des Meeres in einem vergangenen

Zeitalter.

...Junge Frau...so gütig...Saloon...

Sie hätte ihn wohl den ganzen Tag angestarrt, wenn er es gewollt hätte, aber er wollte nicht. Er wollte seine Arbeit verrichten, seine Arbeit beenden.

»Oh, verzeihen Sie nochmals, junge Frau, wo hab ich nur meine Manieren gelassen. Wahrscheinlich in der Wüste verloren gegangen.«

Sein Lächeln wurde noch eine Spur breiter.

»Wenn ich mich vorstellen darf? Mein Name ist John Dow! Es freut mich außerordentlich, Sie kennen zu lernen!«

Obwohl seine Stimme volltönend und angenehm war, konnte sich Ruth einer gewissen Unruhe nicht erwehren. Irgendetwas schwang in ihr mit, nur ganz leicht, am Rande der Wahrnehmung.

Obwohl sie das Säuseln nicht mal bewusst wahrnahm, war der Einfluss auf sie doch immens. Sie hatte keine Chance, konnte nicht widerstehen. Ihr Leben war voll der Entbehrungen, karg und öd, wie der ganze Planet. Dies hatte ihren Willen gestärkt, gestählt. Und doch wurde sie überrannt, merkte es nicht einmal. Wie ein Tsunami der alten Zeit, an der Oberfläche nur ein kleines Kräuseln des Meeres, in den Tiefen aber von unvorstellbarer Kraft und Zerstörungswut, brach es über sie herein. Und so verlor Ruth jegliche Entscheidungsgewalt über sich selbst und alles andere! Also führte sie John Dow ins Zentrum der kleinen Gemeinschaft, in den Saloon! Hätte sie oder sonst jemand gewusst, wohin diese unscheinbare Begegnung noch führen sollte, wären sie wohl lieber in die Wüste, in den stillen Tod geflüchtet! Aber niemand konnte dem letzten Gefecht ausweichen. Schließlich ging es diesmal um Alles, zumindest für die Menschen! Die Karten waren verteilt, aber würden sie ausreichen?

Kapitel 4

Die Sonne war schon ein ganzes Stück weitergewandert, viel zu schnell wie es schien! Die Zeit unterlag an diesem Tag einem anderen Ablauf, der Wind war schärfer als sonst, kühlte aber dennoch nicht.

Langsam, mit mechanischen Schritten führte Ruth den Gast durch die Gebäude, die früher zu einem hübschen kleinen Vorort gehört hatten. Hier war der Zufluchtsort der Reichen gewesen, hier hatten sie sich vor der zunehmenden Kriminalität und dem Smog der Großstadt versteckt! Sie waren unter sich geblieben, schliefen mit einem Revolver unterm Kopfkissen und schreckten aus ihrem nervösen, von Alpträumen geplagten Schlaf auf, wenn der Wind Äste gegen das Fenster blies!

In Zeiten, die längst vergangen waren, fühlten sich die Anwohner unsicher, verfolgt und beobachtet. Von anderen, weniger paranoiden Naturen belächelt, zogen sie sich immer mehr in ihre eigene Welt zurück. Sie suchten Unabhängigkeit, gruben Brunnen, bestellten ihre Äcker, züchteten Rinder und legten Vorräte an. Nur diesem Umstand hatten sie zu verdanken, dem großen Unglück länger widerstehen zu können als alle anderen. So schafften sie es, bis zu diesem Zeitpunkt zu überleben, überlieferten ihr Wissen den Kindern und konnten es nicht verhindern, dass es immer mehr abnahm. Sie waren stolz auf ihre Leistung. Dass noch ein anderer Faktor ihr Überleben sicherte, konnten sie nicht wissen, doch sie sollten es an diesem Tag noch erfahren.

Immer weiter strebten die beiden in Richtung Saloon, zum Zentrum der Ortschaft. Vorbei an der Wohnung von Roland, ehemals eine Tankstelle eines großen Ölkonzerns. Ein Schild klapperte und schepperte im Wind, der Firmenname schon längst von Sand abgeschmirgelt. Löcher in den Wänden wurden notdürftig mit Brettern vernagelt. Die Zapfsäulen waren schon vor langer Zeit umgeknickt und von Sand bedeckt, so wie alles früher oder später der Wüste zum Opfer fiel. Beiläufig dachte Ruth daran, dass Roland bald von der Jagd zurückkommen müsste. Dann ging er für gewöhnlich zur Schenke, spülte seinen Frust hinunter, bis er besinnungslos vom Hocker fiel und bis zum nächsten Morgen seinen Rausch ausschließ. Schon seit einigen Monden hatten er und sein Sohn schon kein Tier mehr erlegt. Nicht das sie dazu nicht fähig wären, im Gegenteil. Beide waren im Umgang mit Speer und Bogen wahre Meister, doch das half ihnen nichts, solange sie keine Tiere fanden. Glücklicherweise hatten sie schon immer dafür gesorgt, dass große Vorräte vorhanden waren.

Jetzt rechts um die Ecke, an der die Hütte des Ältesten stand, und noch einige Meter weiter stand der Saloon. Treffpunkt und einzige kleine Freude für den Rest der Menschen. Ehemals eine Lagerhalle, wurden das Dach und der obere Teil des Gebäudes vor Ewigkeiten von einem Sandsturm davongetragen. Damals schafften es die Menschen irgendwie, genügend Holz für ein neues Dach zu beschaffen und die Halle zu reparieren. Fortan diente sie dem Ältestenrat als Versammlungsort. Doch als die Geburtenrate zurückging und es keinen Senat mehr gab, der sich hätte beraten können, wurde sie umfunktioniert. Es entstand der Saloon, der den Menschen half, die Tristesse des Alltags bei gesundem Geist zu überstehen.

Zwar gab es Charles, den Ältesten, und sein Rat wurde auch gerne von den anderen angenommen, aber im Grunde genommen tat jeder, was er für richtig hielt. Man hatte sich arrangiert. Ruth holte Wasser, Marvin betrieb den Saloon. Charles schwelgte von einer erneuten

Ausbreitung des Menschen, die es ohne jeden Zweifel niemals mehr geben wird. Roland und sein Sohn versuchten sich in der Jagd oder versuchten Zielübungen an den Wänden der Häuser. Martha träumte einfach nur von besseren Zeiten, beflügelt durch die Bücher unter ihrem Bett. Manchmal las sie den anderen auch etwas vor, denn sie war die einzige, die wenigstens ein wenig lesen konnte. Und wenn sie sonst nichts taten, was den Großteil ihrer Zeit ausmachte, saßen sie im Saloon und betranken sich. Sie träumten und taten, was ihnen gefiel.

Kapitel 5

Zu dieser Zeit waren noch nicht viele auf den Beinen. Die meisten schliefen noch den Rausch der vorherigen Nacht aus, wälzten sich geplagt von ihren Träumen auf ihren kärglichen Lagern.

Dementsprechend wenige saßen an der Theke oder an den Tischen, als Ruth und der Fremde eintraten. Laut knarrte die Tür in ihren ausgetrockneten Scharnieren, ließ die beiden und einen ganzen Schwall Sandkörner hinein, bevor der Wind sie wieder mit einem Knall zu blies. Einige Gäste hoben den Kopf. Am Tisch links, über ihrem Pokerspiel eingeschlafen, schnarchten drei Gestalten kurzzeitig etwas lauter, bevor sie wieder in die Tiefen ihres Dämmerzustandes zurückfielen.

Einen Augenblick schien die Zeit stillzustehen, alle Bewegungen erstarrten und warteten darauf, die Hoffnung auf Veränderung würde sich durch den Fremden endlich erfüllen. Doch der Moment war so schnell verflogen, dass ihn niemand wirklich wahrnahm, ausgenommen vielleicht dem Fremden selbst. Dieser ging langsam, aber mit zielstrebigem Schritten Richtung Wirt und ließ sich mit einem übertriebenen Ächzen auf einem der bereitstehenden, staubigen Hockern nieder. Er beugte sich weit über den Tresen und streckte seine Linke zum Gruß aus.

»Einen wunderschönen Tag wünsche ich, mein werter Herr! Gestatten Sie mir, dass ich mich vorstelle? Mein Name ist John, John Dow um genau zu sein. Ich wäre Ihnen wirklich sehr verbunden, wenn Sie mir ein Glas Whiskey einschenken könnten. Mein Marsch war lang, und jetzt fühl ich mich doch ein wenig ausgetrocknet.«

Marv, Barkeeper in vierter Generation, war viel zu überrascht um reagieren zu können. Mit großen Augen starrte er von der dargebotenen Hand in die klaren Augen und wieder zurück. Doch er überwand die Starre recht schnell, halt ganz der Geschäftsmann.

»Angenehm, auch wenn du einen komischen Namen hast. Reicht dir einer nicht? Und überhaupt. Kannst du den Whiskey auch zahlen? Und wenn ja: Womit?«

»Aber Marv, ich bitte Sie! Seit wann muss man bei Ihnen denn bezahlen? Also seien Sie so gütig, oder wollen Sie einen alten Mann auf dem Trockenen sitzen lassen?«

Diesmal war es keine Überraschung, sondern Unglauben und Furcht, die Marv erstarren ließ.

»Was zum... Woher zum Teufel kennst du meinen Namen?«

Es war mehr ein Stammeln denn ein zusammenhängender Satz, trotzdem überlegte er noch eine Drohung dranzuhängen. Aber irgendwie erschien ihm das doch zu gefährlich, denn hinter diesem alten Mann steckte mehr. Das spürte er jetzt ganz genau. Also wartete er entgegen seiner Art äußerlich ruhig auf eine Antwort, bekam sie aber nicht. Der Fremde schnippte im wahrsten Sinne des Wortes imaginäre Staubkörner von seiner Schulter und blickte betont gelangweilt durch den Saloon.

Also gut, was geht mich der Scheiß auch an? Ich bin nur der Barkeeper, dachte sich Marv in griff unter die Theke. Dort standen einige Flasche, dahinter mehrere Gläser. Er pustete und schüttelte den Sand heraus, füllte es bis zur Hälfte und stellte es auf die Bartheke.

Unauffällig gab er dabei ein Zeichen, die anderen und vor allem Charles zu holen. Sie würden schon wissen, was zu tun sei. Ruth, immer noch an der Tür stehend, aber nicht mehr gebannt,

verstand sofort und machte sich auf den Weg.

»Ich danke Ihnen, Marv. Sie können sich nicht vorstellen, wie lange mein letzter guter Schluck schon her ist. Eine Ewigkeit, sag ich Ihnen. Und ich möchte auch nicht undankbar sein. Obwohl es hier nicht üblich ist zu bezahlen, biete ich Ihnen doch etwas als Gegenleistung für diesen und alle folgenden Drinks! Ich möchte...«

»Wie zum Henker kommst du drauf, dass man hier nicht zahlt, dass es irgendwas geschenkt gibt?«

»Dann verraten Sie mir doch mal, wie viel Sie gestern verdient haben! Wie viel Geld haben Sie denn in der Kasse?«

Ein eigenartiges Lächeln umspielte die Lippen des Fremden, und seine Selbstsicherheit irritierte Marv nicht wenig, verunsicherte ihn zusehends.

»Das weiß ich doch nicht aus dem Kopf, ging gestern ziemlich hoch her. Sekunde mal.«

Er konnte sich beim besten Willen nicht erinnern, irgendwie war alles ein wenig verschwommen. Und die Kopfschmerzen brachten ihn fast um den Verstand. Also ging er zur Registrierkasse, um nachzuschauen. Schließlich war er sehr gewissenhaft, so wie es ihm sein Vater beigebracht hatte. Nie ließ er Geld offen liegen, legte es immer sofort in die Kasse. Und um diese zu öffnen brauchte man den kleinen Schlüssel, den er stets bei sich trug. Er führte den Schlüssel ins Schloss, drehte ihn in die richtige Position und ließ die Lade aufspringen.

Was er sah, nun ja, es schockierte ihn, denn es war unmöglich. Er sah...nichts! Bis auf Sand und Staub natürlich. Hätte jemand die Kasse aufgebrochen, würden die Spuren nicht zu übersehen sein. Aber wie konnte das sein? Marv hatte keine Erklärung. Er wusste nur, dass seine Kopfschmerzen schlimmer wurden und er dringend etwas zu trinken brauchte.

Verdammt, wo bleiben die anderen?

Mit zitternden Händen schenkte er sich ein Glas ein und trank es in einem Zug aus, nur um sich sofort ein zweites zu genehmigen.

»Ich sagte Ihnen ja schon, dass Sie hier nicht bezahlt werden. Und ich weiß auch noch viel mehr als nur Ihren Namen, Marv.

Wären Sie so freundlich, mir noch einen Drink zu bereiten?«

Noch völlig betäubt schenkte der Barkeeper nach.

»Aber wie ich schon sagte, sollen Ihre Mühen trotzdem nicht vergebens sein. Als Entschädigung möchte ich Ihnen eine kleine Geschichte erzählen, die Sie wahrscheinlich sehr interessant finden werden. Aber bis ihre Kameraden eingetroffen sind, müssen Sie sich noch ein wenig gedulden. Ich habe wirklich keine Lust, mich wiederholen zu müssen.«

Genüsslich ließ er den Alkohol die Kehle hinunterlaufen und kostete den scharfen Geschmack auf seiner Zunge und in seinem Magen. Es war in der Tat lange her, dass er Flüssigkeit zu sich genommen hatte, aber eigentlich brauchte er sie auch nicht. Es war einfach nur eine willkommene Abwechslung zu seinen sonst so eintönigen Tagen. Es lief immer wieder auf dasselbe hinaus: ein paar Leute besuchen, eine Geschichte erzählen, immer dieselbe, dann den Job erledigen und weiterziehen. Und wieder von vorne. Es erschien ihm wie eine Ewigkeit, seit er von seinem Herrn die Reiseroute samt Instruktionen erhalten hatte. Vielleicht war es wirklich schon so lange her, er konnte sich nicht mehr so recht erinnern. Ein Ratschlag, oder Befehl, seines Herrn war ihm allerdings jederzeit gegenwärtig:

Erzähl ihnen die Wahrheit, und warte ab, wie sie reagieren! Dann wirst du wissen was zu tun ist.

Und so würde es auch diesmal sein, wie die unzähligen Male zuvor. Also lehnte er sich zurück und nippte am zweiten Glas, das ihm Marv in der Zwischenzeit hingestellt hatte. Schließlich musste er noch ein wenig Zeit totschiagen, bevor er mit seiner Arbeit beginnen konnte.

Kapitel 6

Er musste nicht lange warten, da kamen die ersten Einwohner schon hereingestolpert.

Zuerst war es Charles. Ruth hatte natürlich erstmal den kürzesten Weg genommen und war zum Ältesten gegangen. Er konnte noch am ehesten ein vernünftiges Gespräch mit dem Fremden führen.

Nur wenige Augenblicke später öffnete Martha die Tür.

Sie war sowieso schon auf dem Weg zum Saloon gewesen. Mit einem ihrer alten Bücher, ihrem liebsten Buch, unter den Arm geklemmt, wollte sie einen gemütlichen Vormittag verbringen. Vielleicht hatte auch jemand Lust, sich etwas vorlesen zu lassen. Die Geschichten aus der »Bibel« waren bei allen sehr beliebt. Als sie jedoch eintrat, wurde sie gleich zweimal überrascht. Erst von Charles, der immer noch im Eingang stand und John Dow musterte. Sie prallte gegen seinen Rücken und brach sich dabei fast das Nasenbein. Die zweite Überraschung war der Fremde selbst, denn sie sah ihn nicht zum ersten Mal. Seit einigen Monden träumte sie schon von diesem Menschen, erlebte dabei mit ihm die unterschiedlichsten Situationen. Sie konnte sich niemals ihrer Träume entsinnen, hatte aber jeden Morgen das Gefühl, wichtige Informationen vergessen zu haben, war dann jedes Mal erschöpft und ausgelaugt. Alles erschien ihr im Nachhinein wie von schwerem Nebel verhüllt, für alle Zeit im Dunst versunken. Das sie diesen Mann nun leibhaftig vor sich sah, war irgendwie unheimlich. Gab es in ihrem Lieblingsbuch nicht gewisse Parallelen? Von Gesandten mit Flügeln war dort die Rede, die in Träumen erschienen und im Auftrag ihres Herrn frohe Kunde überbrachten. Aber das waren doch nur Geschichten, vor Ewigkeiten schon geschrieben. Wahrscheinlich für Kinder, um sie zu beruhigen, wenn sie schlecht geträumt hatten. Oder war sie vielleicht mehr als Prophezeiung zu verstehen, die nun vor ihren Augen wahr werden würde? Wurde sie in ihrem Träumen von schrecklichen Visionen geplagt, oder sah sie im Schlaf den Beginn einer neuen Zeit? Oder war es nur ein riesengroßer Zufall?

Völlig abwesend ließ sie sich von Charles tiefer in den Saloon hineinführen, um den Nachrückenden Platz zu machen. Schnell wie ein Lauffeuer hatte sich die Neuigkeit in *Dust* verbreitet. Und so kamen sie alle herbeigeeilt, um den Fremden zu bestaunen. Das Geraune und Geflüster dabei war beträchtlich, doch noch reagierte John Dow nicht. Dafür ruckten die Köpfe der Pokerspieler nach oben. Gleichzeitig, als hätten sie sich abgesprochen. Den Schlaf noch in den Augen, glaubten sie noch immer zu träumen. Schließlich kannten sie doch alle Gesichter, alle Einwohner.

»Verdammt, warum knuffst du mich?«

»Ich wollt nur schauen, ob wir noch schlafen, aber anscheinend nicht!«

Die Leute waren nervös, und sie versuchten es mit dem Genuss von Alkohol zu überspielen. Marv hatte alle Hände voll zu tun, und wunderte sich dabei, dass ihm niemand eine Banknote hinhielt, um den Whiskey zu bezahlen. Noch am Vorabend war es ihm nicht aufgefallen, aber der Unbekannte hatte ihm die Augen geöffnet. Irgendetwas stimmte hier nicht, irgendetwas stimmte hier sogar ganz und gar nicht. Und er wäre nicht der Sohn seines Vaters, wenn er nicht versuchen würde, der ganzen Sache auf den Grund zu gehen. Jetzt musste er sich allerdings erstmal um seine Gäste kümmern.

Als letztes erschien Ruth, atemlos und mit ein wenig gesunder Röte im Gesicht, das erste Mal seit langer Zeit. Sie hatte an der nördlichen Grenze gewartet, gewartet auf Roland und seinen Sohn. Doch die beiden waren überfällig. So war sie zurückgeeilt, um die folgenden Geschehnisse nicht zu verpassen. Sie schaute suchend nach Charles und fand ihn in einer Traube von Menschen umringt. Eine Frage nach der anderen drang auf ihn ein, aber er wusste keine Antwort. Er würde sie in dieser Nacht noch bekommen, doch sie sollten ganz anders ausfallen, als er es sich erhoffte.

Alle waren versammelt, nur die beiden Jäger fehlten noch. Auch Charles fiel auf, dass sie spät dran waren. In ihm keimte eine kleine Hoffnung. Vielleicht hatten sie nach all der langen Zeit doch noch etwas Lebendiges außerhalb der Stadt entdeckt. Der Gedanke an frisches Fleisch ließ ihm das Wasser im Mund zusammenlaufen. Endlich mal Abwechslung. Nicht mehr das Gefühl, auf Leder zu kauen. Aber erst musste er sich um etwas anderes kümmern.

»Sie müssen John Dow sein. Charles mein Name, Premier von Dust. Willkommen in unserer bescheidenen Stadt. Im Namen aller hier darf ich Ihnen versichern, wie erfreut wir über Ihr Erscheinen sind, Mr. Dow. Sie müssen wissen, dass wir nicht allzu häufig Besuch von außerhalb bekommen und gerne jeder Neuigkeit lauschen, die Sie uns zu berichten haben.«

Er hatte sich seine Worte lange überlegt, wollte er doch nicht wie die anderen als Tölpel dastehen. Es würden neue Zeiten anbrechen, da war sich Charles sicher, und er wollte dabei eine bedeutende Rolle spielen. Diese Zeiten sollten besser werden, vor allem für ihn.

»Ich weiß, wer Sie sind, Charles. Und ich weiß noch etwas. Nämlich, dass ich mich nicht mit Ihnen unterhalten möchte. Wenn es nach Ihnen ginge, würde *Dust* zur Keimzelle eines neuen Großreiches werden, natürlich mit Ihnen an der Spitze. Aber diese Zeiten sind schon lange vorbei, zumindest hier. Also setzen Sie sich irgendwo hin, und hören Sie zu wie all die anderen. Außerdem fehlt noch jemand. Roland, wenn ich mich nicht irre.«

Charles fühlte sich wie vor den Kopf geschlagen, und zwar mit einem Vorschlaghammer. Bevor er sich jedoch besinnen konnte, wurde er von der Tür abgelenkt. Sie wurde mit der Wucht einer Dampfwalze geöffnet und wieder geschlossen. Alle blickten in diese Richtung. Gerade rechtzeitig, um zu sehen, wie Roland zusammensackte und in Tränen ausbrach. Abrupt wurde es still, nur das Heulen des Windes und des Sandes war noch zu hören. Stockend nur kamen die Worte aus Roland heraus.

»Die Wüste... diese verdammte Wüste hat meinen Sohn verschlungen! Kein Vater sollte sein Kind überleben! Verdammte Scheiße noch mal, das ist nicht fair!«

Jeder konnte seine Trauer nachempfinden. Erst letztes Jahr hatte er seine Frau zu Grabe getragen und wäre fast daran zerbrochen. Nur sein Sohn, wenngleich auch schon ein alter Mann, hatte ihm den nötigen Rückhalt gegeben, diese Zeit überhaupt zu überstehen. Nun war er allein, inmitten einer Wüste, aus der es keine Flucht gab. In seinen Schmerz gehüllt nahm er nichts mehr wahr, bis ein Schatten auf ihn fiel und eine kräftige Hand ihn hochzerrte.

»Komm, mein guter Roland. Lass uns zusammen einen trinken, und dann will ich versuchen, dich ein wenig abzulenken. Vielleicht habe ich sogar eine Lösung für all deine Probleme.«

Roland hatte keine Kraft sich zu wehren, aber er wollte es auch gar nicht. Bereitwillig ließ er sich führen, lehnte seinen Speer an die Wand, nahm ein Glas entgegen und leerte es in einem Zug. Eine leise Stimme in ihm erhob sich, warnte ihn vor diesem Fremden und beharrte darauf, dass es keine Lösung gäbe. Nicht einmal die Zeit vermag solch tiefe Wunden zu heilen. Doch er verdrängte dieses Säuseln, der Alkohol und die Stimme des Fremden halfen ihm dabei. Es war wohl dem Schmerz zu verdanken, dass er die Warnung in den Wind schlug! Aber diese

unbewusste Entscheidung sollte er noch bitter bereuen.

Kapitel 7

»Also, mein lieber Roland. Ich habe deinem Freund Marv eine Geschichte versprochen, aber auch du sollst sie hören. Sie ist für euch alle gedacht, Bürger von *Dust*. Es wird nur eine grobe Zusammenfassung, denn die Zeit ist knapp. Wahrscheinlich werdet ihr nicht alles verstehen, aber das ist auch nicht so wichtig. Wichtig ist nur, dass ihr daraus die richtigen Schlüsse zieht.«

Er drehte sich einmal um sich selbst, schaute dabei jedem einzelnen in die Augen. Dabei sah er Neugierde, wie beabsichtigt, aber auch Angst, und das war nicht geplant. Er hoffte, dass die Furcht nicht überhand nehmen würde. Dies könnte seinen Plan zunichte machen. Er wusste genau, was auf dem Spiel stand, hatte aber nicht soviel Einfluss auf das Geschehen, wie er sich das gewünscht hätte. So was es nun mal; schon immer gewesen.

»Ich möchte euch nicht langweilen, doch ich muss ein wenig weiter ausholen, damit klar wird, worauf es hinausläuft. Und ihr solltet sehr gut zuhören, denn letztendlich wird euer Seelenheil davon abhängen.«

Das er die Menschen überforderte, war ihm klar, aber es ging nicht anders. Besser, er erzählte es ihnen, als das...

Aber damit wollte er sich noch nicht beschäftigen. Eins nach dem anderen und alles zu seiner Zeit.

Die Leute hingen an seinen Lippen. Die Neugierde überwog, sehr gut.

»Um genau zu sein, beginnt die Geschichte dort wo alles begonnen hat. Am Anfang der Zeit, könnte man sagen. Und man könnte auch sagen, dass das eine verdammt lange Zeit her ist.«

Obwohl niemand etwas verstand, sah man nun auf den meisten Gesichtern ein Lächeln, zaghaft und schüchtern. Mühsam nur kämpfte es sich hervor, überwand Abgründe voller Ängste. Zufrieden ließ John die Worte wirken. Es lief wie am Schnürchen, aber in seinem Magen fühlte er einen dicken Knoten. So langsam bekam er es selbst mit der Angst zu tun. Langsam, ganz langsam stieg ein Gedanke in ihm hinauf. Dann brach es plötzlich über ihn herein, mit einer Wucht, die ihm fast die Besinnung raubte.

Heute werde ich sterben! Das war's!

Es dauerte einige Augenblicke, bis ihm die Bedeutung klar wurde. Andere wären vielleicht schockiert gewesen, er allerdings nicht. Er wusste schon lange, dass es eines Tages so enden würde. Und er würde den Tod als Erlösung empfinden, denn seine Zeit war doch schon so lange abgelaufen. Aber bisher war ihm die letzte Ruhe nicht vergönnt gewesen. Wenn es nun so weit sein sollte, würde er das Ende mit offenen Armen willkommen heißen.

So weit war es allerdings noch nicht, also konnte er genauso gut weiter machen. Sein ihm eigenes Pflichtgefühl ließ ihm gar keine andere Möglichkeit, als den Job zu beenden. Und schließlich war es nur seiner Aufgabe zu verdanken, dass er hier war, dass er so viele Zeitalter erleben durfte.

Draußen frischte der Wind auf, trieb noch mehr Sand vor sich her, als ob er die Gebäude in Grund und Boden schleifen wollte.

»Und vor dieser unglaublich langen Zeit, auf dem ersten Planeten im Universum, im ersten

Universum überhaupt, formte sich das erste Leben. Es dauerte bei weitem nicht so lange, wie es in der Zukunft geschehen sollte. Aber das hatte auch seine Gründe.

Dieses Leben war dem euren gar nicht so unähnlich, allerdings bei weitem nicht so zahlreich. Im Grunde waren es nur zwei Wesen, beide hervorgegangen aus einer Zelle. Es waren also Brüder, sozusagen. Allerdings war dies für die beiden nicht von Bedeutung, denn Familienbande war ihnen genauso fremd wie Freundschaft, Liebe oder Furcht. Ohne ihre Einwilligung wurden sie in diese Welt geworfen. Klein, wehrlos und schutzlos. Doch Schutz benötigten sie auch nicht, denn sie waren allein, und keiner trachtete ihnen nach dem Leben. Nachdem sie das wichtigste Wissen erlernt hatten, man muss essen und trinken um zu überleben, wurde ihnen bald langweilig. Ihre Welt bot ihnen alles was sie brauchten, ein wahres Paradies. So wie alle jungen Welten, deren Vulkane sich schon ausgetobt haben. Die Atmosphäre hatte sich beruhigt, nur selten stürmte es noch.

So kam die Zeit, dass sie sich auf die Wanderung machten. Endlich erwachsen und im Vollbesitz ihrer motorischen Fähigkeiten. Es hatte lange gedauert, doch die Natur hatte sie mit einer schier endlosen Lebensspanne ausgestattet.

Zuerst gingen sie zusammen, denn sie hatten eine Sprache gefunden und fanden in ihren Unterhaltungen ein wenig Trost, ein wenig Schutz vor der Einsamkeit. Sie wollten Abwechslung, doch überall sah es gleich aus. So marschierten sie weiter, tagein tagaus. Schließlich langweilten sie sich auch gegenseitig, denn viele Gesprächsthemen hatten sie natürlich nicht. Sie einigten sich darauf sich zu trennen, doch beide wollten den ursprünglichen Weg weiterverfolgen.«

Er räusperte sich und Marv stellte ihm ein volles Glas hin. Die Leute waren mehr als nur ungeduldig. Auch wenn sie wenig, manche sogar gar nichts verstanden, waren sie von dieser Geschichte fasziniert. Selbst Roland schien für den Moment seine Trauer und seine Wut über den Verlust seines Sohnes vergessen zu haben. Wahrscheinlich nur verdrängt, doch das sollte für den Anfang reichen. Er hing genau wie die anderen an Johns Lippen, denn sie konnten sich alle mit den beiden Brüdern identifizieren. Auch sie hatten in ihrem kärglichen Leben keinerlei Abwechslung. Wie sagte man doch so schön? Die Geschichte wiederholt sich. Nur das die Bewohner von *Dust* nicht im Überfluss lebten. Ganz im Gegenteil. Sie rechneten jeden Tag mit dem schlimmsten. Die Nahrungsmittel könnten zu Neige gehen, oder noch schlimmer, der Whiskey könnte ausgehen. Dass es niemals dazu kommen würde, konnten sie nicht wissen. Die Vorräte würden ewig halten, denn jemand hielt seine schützenden Hände über sie.

John ließ sich Zeit. Die Menschen sollten sich erst wieder ein wenig orientieren, aus den Tiefen ihrer verkümmerten Phantasie herausfinden, um dann mit verstärkter Aufmerksamkeit weiter zuhören zu können. Auch wenn es wie eine romantische Abenteuergeschichte klang, war es doch der Schlüssel zu ihrer jetzigen Situation und allem, was darauf noch folgen sollte. Er wusste es, und auch der Gast, den er noch erwartete, wusste dies. Nicht so diese Menschen, ihnen musste man ein wenig unter die Arme greifen.

Der Gast, sein Gegner, war nicht mehr fern. Er spürte ihn, denn er kam näher. Langsam, aber stetig. Vielleicht sollte sich John doch ein wenig sputen.

Aus dem Wind war nun ein ausgewachsener Sturm geworden, ein Sandsturm der seines gleichen suchte.

»Also, wo war ich gleich noch mal. Richtig, die beiden wollten getrennte Wege gehen. Sie fingen an zu diskutieren und versuchten sich gegenseitig davon zu überzeugen, diesen oder jenen Weg zu nehmen. Keiner konnte dabei den anderen umstimmen. Sie hatten einfach keine Übung darin. Und da geschah das Unglaubliche. Sie redeten sich so in Rage, dass sie aufeinander

losgingen. Das mag bei euch keine besondere Bestürzung hervorrufen, weiß ich doch, dass die meisten von euch in ihrer Jugend nichts gegen ein handfestes Geplänkel einzuwenden hatten. Doch diesen beiden war die Gewalt gänzlich fremd. In all den Dekaden ihres Heranwachsens war es niemals zu Streitigkeiten gekommen. Selbst in der Natur gab es dafür kein Beispiel. Raubtiere entwickelten sich erst sehr viel später, und die Pflanzenfresser hatten Nahrung im Überfluss. Auch Revierkämpfe gab es nicht, denn auf dieser jungfräulichen Welt gab es genügend Platz für alle. Und dennoch brach die Aggression aus ihnen heraus, bahnte sich einen Weg durch ihre Ratio und blendete ihr bewusstes Denken aus.

Wutentbrannt fielen sie über einander her, und manch ein Eingeweihter vermutet, dass dies ihre erste wahre Emotion überhaupt war. Ein ziemlich schlechter Anfang, könnte man meinen, und der Start zu weitaus schlimmerem. Denn zu diesem Zeitpunkt trennten sich nicht nur ihre Wege, sondern auch ihre Denkweisen. Der Hass aufeinander wurde ihr ständiger Wegbegleiter. Ein schlechter Ratgeber, aber ein guter Ansporn. Von nun an war es ihr einziges Ziel, den anderen zu übertreffen, ihn in sämtlichen Belangen zu schlagen und ihn schließlich zu vernichten. Natürlich wusste keiner der beiden, wie er das bewerkstelligen sollte. Immerhin hatten sie in dieser Hinsicht überhaupt keine Erfahrung. Sie wussten nicht, dass ein Stock geeigneter ist als die Fäuste, ein schwerer Stein besser als der Stock. Von Messern und ähnlichem natürlich ganz zu schweigen. Sie waren noch jungfräulich in ihrer Aggressivität und Begriffe wie List oder Heimtücke waren ihnen fremd.

Also taten sie das, was sie schon immer getan hatten. Sie wanderten umher, entfernten sich noch weiter voneinander und beobachteten, was es zu sehen gab. Die Natur bot immer wieder neue Wunder, doch ihr Blick geriet nur noch selten in Verzückung. Mit der Zeit veränderte sich das Bild, die Pflanzen nahmen andere Formen an, und auch die Erscheinung der Tiere wandelte sich. Durch die lange Zeit des Überflusses war die Population rasch angewachsen. Verschiedene Arten bildeten Herden und eine komplexe soziale Struktur. Hierarchien wurden gegründet und verteidigt. Die beiden Brüder waren aufmerksame Beobachter und ihre Gehirne wie trockene Schwämme. Sie sahen, wie Jungtiere des besiegten Rivalen getötet wurden, damit die Weibchen wieder empfängnisbereit wurden. Sie lernten erste Werkzeuge zu benutzen. Dazu töteten sie Raubtiere, rissen ihnen die Krallen oder Fangzähne aus und gebrauchten sie als primitive Schneideinstrumente. Sie machten sich das Himmelsfeuer zu Eigen. Sonst durch Blitze zur Erde getragen, fanden sie eine Gesteinsart, die beim Gegeneinanderschlagen Funken sprühte und feines Geäst in Brand setzte. Dies war der Anfang einer Entwicklung, die in einer äußerst hoch stehenden Technik gipfelte.

Natürlich wären sie niemals allein in der Lage gewesen, dies allein zu vollbringen. Doch mit der Zeit hatten sich weitere Lebewesen entwickelt, unter anderem auch eine humanoide Rasse, die den Funken der Intelligenz ins sich trug. Rasch schwangen sich die beiden Brüder zu Herrschern auf, denn sie waren diesen Wesen bei weitem überlegen. Sie lehrten ihnen die Sprache, zeigten ihnen einfache handwerkliche Kniffe und übten sie im Umgang mit leichten Waffen. Dies alles diente einzig und allein dem Zweck, den Bruder früher oder später zu töten. Genau so gingen sie mit den ›Wilden‹ um. Die Tierwelt hatte ihnen keine Gnade, kein Mitleid und keinen Skrupel gelehrt, also töteten sie jeden, der ihnen ihre Herrschaft streitig machen wollte. Sie hielten sich ihre Sklaven, nur auf ihr Ziel fixiert. Denn einen anderen Lebenszweck kannten sie nicht, und sollten ihn auch später nicht kennen lernen. Und in den folgenden Zeitaltern geschah merkwürdiges mit ihnen. Inzwischen hatte sich der einzige Kontinent in mehrere kleine gespalten, ihre Nationen lagen viele tausend Meilen voneinander entfernt. Städte waren entstanden und die Küsten befestigt. Den Schiffsbau und das Navigieren nach Sternen hatten sie sich zu Eigen gemacht, und der Krieg forderte ungezählte Leben. Sie versuchten die gegnerischen Kontinente und Inseln auszuspionieren, und ihr Wunsch danach war so stark, dass sich des

Nächtens ihr Geist von ihrem Körper löste und auf Wanderschaft ging. Anfangs nur in ihren Träumen und ungesteuert, doch schon nach einigen Dekaden gelang es ihnen, diese Fähigkeit gezielt einzusetzen. So wussten sie immer, was der andere plante und konnten rasch darauf reagieren. Ein Patt war entstanden, der bis in die heutige Zeit nicht gelöst werden konnte. Doch dazu später mehr.«

Ein leichter Schwindel erfasste ihn. Wahrscheinlich war er doch zu alt geworden, doch Erholung war ihm nie vergönnt gewesen. Dieses eine Mal, dieses letzte Mal musste er sich noch anstrengen. Danach würde das Vergessen kommen, die große Dunkelheit, und er bedauerte es nicht sehr. Sein Atem beruhigte sich ein wenig, doch sein Herz pochte unangenehm hart in seiner Brust. Die Zeit war jetzt sehr knapp und sehr kostbar.

»Damit war ihre Entwicklung allerdings noch nicht abgeschlossen. Sie lebten nun schon so lange, immer im selben Körper gefangen, der sich nicht weiter entwickeln konnte. Doch ihrem Geist standen alle Türen offen, und eine nach der anderen wurde aufgestoßen. Ihre Macht vergrößerte sich zusehends. Zuerst gewannen sie die Kontrolle über die Pflanzen, konnten Wuchs beeinflussen, sie ins riesenhafte anwachsen oder aber verkümmern lassen. Äonen später gewannen sie Macht über die Tiere, konnten ihren Willen lenken und ihn auch brechen. Dies war sehr nützlich bei den verlustreichen Schlachten und zur Unterdrückung ihrer Sklaven. Und letztendlich lernten sie, eben diese Sklaven nur durch die Macht ihrer Gedanken zu beherrschen. Doch sie nutzten ihre Begabung unterschiedlich. Während Noi seine Horden blindwütig gegen seinen Bruder anlaufen ließ, unterstützt von blutrünstigen Bestien, zwang Blan seine Sklaven nicht in seine geistige Kontrolle. Natürlich blieben sie seine Sklaven, doch er machte ihnen die Notwendigkeit dieses Krieges klar, wollten sie nicht vollkommen vernichtet werden. Dadurch sparte er seine geistigen Ressourcen, die er woanders einzusetzen gedachte. Er streckte seine Fühler hinaus, allerdings nicht in Richtung Feind. Er hatte sich oft Gedanken gemacht, ob er und sein Bruder die einzigen ihrer Art waren, hatte tagelang den ganzen Planeten abgesucht und niemanden gefunden. Diesmal wollte er seinen Suchkreis auf eine andere Route schicken, in eine Entfernung, die er noch niemals versucht hatte. Er suchte den Weg ins All. Anfangs scheiterte er kläglich, ließ sich zu sehr durch die Angriffe seines Bruders ablenken. Erst als er sein ganzes Herrschaftsgebiet mit Hilfe von Pflanzen abschirmte, fand er die nötige Ruhe. Dazu ließ er an allen Küsten Bäume wachsen, wie sie die Schöpfung noch nicht gesehen hat. Ein Dutzend Meter und mehr im Durchmesser, so hoch, dass die Baumkronen nicht mehr zu sehen waren. Dagegen rannte der Feind verzweifelt an, doch ohne Erfolg. So konnte Blan sich konzentrieren, schickte sein Geist ins Universum und schaffte bei jedem Versuch eine weitere Strecke. Eins muss ich an dieser Stelle vorweg nehmen. Niemals, bis heute nicht, fand er andere seiner Art, oder auch nur im Entferntesten mit ihm und seinem Bruder verwandte Wesen. Aber er fand etwas anderes, und das ist der Hauptgrund, warum ich heute hier bin. Ich, und in allzu kurzer Zeit noch jemand anderes, ein Gast.«

Die Erregung in seinem Inneren nahm weiter zu. Langsam kam er zu der entscheidenden Stelle dieser Chronik, und selbst die Dümmeren unter seinen Zuhörern begannen allmählich zu verstehen, dass es letztendlich wohl um ihrer aller Existenz ging.

»Welcher Gast? Ich glaube wohl kaum, dass bei diesem Wetter jemand durch die Tür spaziert kommt und uns einen schönen Tag wünscht!«

Charles versuchte seine Scharte wieder auszuwetzen, wollte vor seiner Stadt nicht als Idiot dastehen. Er kam sich so clever vor, und hatte dabei noch weniger Ahnung als die anderen.

»Aber Charles, vertrauen Sie mir doch einfach mal. Ich versichere Ihnen, er wird kommen, so

wahr ich hier vor Ihnen stehe. Es ist nämlich immer dasselbe. Verstehen Sie? Wahrscheinlich eher nicht. Marv, seien Sie doch so gütig und geben mir noch einen, und stellen Sie doch direkt noch ein Glas für unseren Gast dazu. Es dauert nicht mehr lange, und er wird bestimmt sehr durstig sein.«

Er trank sein Glas zur Hälfte aus und stellte es zurück auf die Theke. Er hoffte, dass ihm noch genug Zeit blieb, um den Rest zu erzählen.

»Nun, es ist so. Blan fand zwar keine Verwandten, aber doch viele Sterne, unglaublich viele. Und wo viele Sonnen sind, dort gibt es in der Regel auch recht viele Planeten. Die meisten waren absolut ungeeignet. Doch einige wenige waren seiner Heimat nicht unähnlich. Und auf diesen Planeten gab es Leben, allerdings so primitiv, dass es seinen Zwecken nicht dienlich sein konnte. Also half er nach, formte die Natur, schaffte optimale Voraussetzungen und griff direkt in die Evolution ein. Er schenkte den Wesen die Intelligenz, so dass sie ihn eines Tages vielleicht in seinem Kampf unterstützen könnten. So verfuhr er mit Dutzenden Planeten, schaffte Leben, brachte Intelligenz und Wissen. Mit Hunderten Planeten, Tausenden und noch mehr. Bis zum heutigen Tage.

Doch bei seiner Entwicklungshilfe vernachlässigte er sich selbst, seine Heimat. Fast ausschließlich streifte er durch das All. Er bemerkte seinen Fehler erst, als es eigentlich schon zu spät war. Seine Armeen waren vernichtet, hatten bis zum letzten Tropfen Blut für ihn gekämpft, doch die Übermacht, von einem mächtigen Willen gelenkt, war zu stark gewesen. Da fand er sich also wieder in seinem Körper, der ihm schon ziemlich fremd geworden war, umzingelt von tausenden Feinden, die seinen Tod wünschten. Da erhob er sich, sammelte seinen Willen und befahl allen zu sterben. Und siehe da, sie sanken zu Boden, unfähig sich seiner Macht zu widersetzen, und sie starben. Und Blan war traurig, denn auch alle Tiere und Pflanzen, alle Lebewesen auf dem ersten aller Planeten fielen seinem Willen zum Opfer und waren tot, bevor sie auf den Boden schlügen.

Von seiner eigenen Kraft überrascht, konnte Blan nicht widerstehen und griff seinen Bruder mittels seines Geistes an. Doch Noi war kein Wilder. Er hatte seine Kraft oft und ausgiebig an seinen Sklaven getestet und trainiert. So rangen die beiden miteinander, wie sie es schon vor einer Ewigkeit auf einer einsamen Lichtung getan hatten. Ihre Mächte waren unermesslich, doch sie hielten sich die Waage. Da hatte Blan eine Idee, und Noi ließ sich auf den Handel ein. Er erfuhr von seinem Bruder von der Fähigkeit, Leben nicht nur zu nehmen, sondern auch zu geben. Und so beschlossen sie, ihren Kampf nach außerhalb zu verlegen. Die niederen Wesen im ganzen Universum sollten ihn ausfechten. Und so begannen sie, das Universum mit Leben zu füllen, getrieben von ihrem Hass und dem Wunsch nach einer Entscheidung.«

Kapitel 8

Die Geschichte war zu Ende erzählt, die Zeit hatte gereicht. Erschöpft, aber zufrieden, ging John ein paar Schritte und lockerte seine steifen Glieder. Er war wirklich alt geworden, wahrhaftig.

In diesem Moment wurde der Wind noch ein wenig schärfer, und ein schriller Ton ließ alle gequält aufstöhnen.

Es ist soweit, er ist da!

Mitten im Saloon, zwischen den Tischen, lag plötzlich eine Gestalt. Zusammengekrümmt, bewegungslos als sei sie tot. Es war ein Mann, gekleidet in Bluejeans und einem karierten Flanellhemd. Blondes Haar und gebräunte Haut. Hätte glatt aus Dust stammen können, wenn er nicht so jung gewesen wäre. Ein Zittern durchlief seinen schwächtigen Körper, und mit einem Mal war er auf den Beinen.

»Yeah, da bin ich! Komm ich etwa zu spät?«

Erst jetzt bemerkten ihn die Leute, und nicht wenige verwunderte Ausrufe machten die Runde. Der Fremde blickte in die Runde, ein reserviertes Lächeln im Gesicht und entdeckte das einsame, aber volle Glas auf der Theke.

»Sieht so aus, als ob das für mich bestimmt wäre. Ich danke euch, denn ich bin so was von ausgedörrt, das könnt ihr euch gar nicht vorstellen!«

Er nippte, und stürzte dann den Rest auf einmal hinunter. Ein Teil lief ihm die Mundwinkel hinab und grub zwei dünne Furchen in sein verstaubtes Gesicht.

»Yo, das ist gut! Geht runter wie Öl.«

Immer noch ungläubig starrten ihn die Leute an, so wie in alten Zeiten die Menschen auf einen Lottoschein gestarrt haben, auf dem sechs Richtige angekreuzt waren.

»Wie mir scheint, wurde das Wichtigste schon erzählt. Und ich bestätige alles, was...«, er schaute sich um und fixierte John.

»... was der Herr in Schwarz dort drüben euch erzählt hat. Ich kenne die Geschichte, und ich weiß, dass er nicht lügen kann, genauso wenig wie ich. Das ist so bei Gewährsmännern der großen Zwei. Gehört zum Deal. Aber habt ihr ihn auch schon gefragt, warum genau er hier ist? Doch bestimmt nicht nur, um euch eine Geschichte zu erzählen, die ihren Anfang vor so langer Zeit wie nur irgend möglich nahm, oder?«

Die Frage war berechtigt, fanden zumindest die meisten, und im Besonderen Roland. Eine böse Vorahnung beschlich ihn, und er griff sich seinen Speer.

Erwartungsvolle Blicke ruhten auf John, und schließlich antwortete er.

»Ich bin hier, um euch zu töten...!«

Ruth stand währenddessen im Hintergrund und grübelte. Die Geschichte hatte sie weitgehend verstanden, aber es gab irgendetwas, das nicht stimmte. Der Gedanke war nah, aber sie war außerstande ihn zu fassen. Nur zwei Sätze drehten sich in ihrem Kopf, jagten einander im Kreis. Der eine war von ihrer Mutter, als sie selbst noch ein junges Ding gewesen war. *Wenn du Feuer*

machen möchtest, musst du mit den Feuersteinen näher ans Zündholz, näher ran.

Der zweite war von Martha gewesen, und diesen Satz hatte sie nie wirklich verstanden.

Der Jesumensch, der ist für uns gestorben, für uns Menschen!

Immer wieder dieselben Gedanken! Jesumensch... näher ran... für uns.

Und als sie schon dachte durchzudrehen, kam sie näher ans Zündholz heran. Der Funke sprang über, und die Flamme züngelte heiß in ihr empor.

Der Sand ist etwas Böses, das uns quält und langsam verzehrt. John hat keinen Sand an sich, wird von ihm regelrecht gemieden! Aber dieser andere, der Fremde ist voll von Sand, fast als ob er selbst daraus bestünde. John Dow kam um uns zu töten! Nein, er kam, um uns zu erlösen!

»Ja, ich bin hier, um euch zu töten, aber...!«

Die meisten waren entsetzt, gelähmt vor Schreck. Nicht so Roland, der etwas Ähnliches schon erwartet hatte. Mit einer Schnelligkeit, die ihm niemand mehr zugetraut hätte, sprang er vor und rammte seinen Speer in Johns Rücken, durchbohrte ihn. Keiner sah, wie Ruth den Mund zu einem Schrei öffnete und sich dann an den Hals fasste. Sie bekam keine Luft, etwas schmirgelte ihre Luftröhre wund, bis sie Blut spuckte. Und dann hatte sie eine Vision, direkt in ihrem Kopf. Eine letzte schreckliche Botschaft des Fremden, von Noi's Gesandtem.

Yeah, Ruth, du warst schon immer schlauer als die anderen, aber du bist zu langsam gewesen. Natürlich ist an mir viel Sand, schließlich gebiete ich im Moment über ihn, und er sucht meine Nähe. Und vor John wich er in der Tat zurück, denn Johns Macht war stärker als die des Sandes. Aber deine Kraft ist jämmerlich, so dass der Sand dich jetzt holt, damit du unser kleines Geheimnis nicht verrätst. Es ist zu spät, deine Leute werden ewiglich hier leben, und mein Herr kann sich an ihren Qualen laben. Er wird dafür Sorge tragen, dass sie immer von allem gerade soviel haben, dass es zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig ist. So ist es schon lange, glaub mir, und so wird es von nun an immer sein. Und beizeiten werden sie dann für meinen Herrn in die Schlacht ziehen. Dieser Planet gehört jetzt Noi.

Ende

PROC STORIES - Fan-Stories vom PROC - ist eine nicht kommerzielle Publikation des PERRY RHODAN ONLINE CLUB e.V.. Kurzgeschichte »Dust«. Zuletzt geändert am 2007-06-23.
Autor: Andreas Bazarota. Korrekturleser: Christian Lenz. Generiert mit Xtory 3.0 (powered by Apache Cocoon 2.1) von Christian Lenz. Homepage: <http://www.stories.proc.org/>. E-Mail: stories@proc.org. Copyright © 2000-2007. Alle Rechte beim Autor!